Politisches Leben und Dichtung

Autor(en): **Stein, Arthur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574613

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

zuerst einmal probieren. Wir setzten uns also unglückseligerweise an die Sihl. Und da geht's dann alsobald an ein Schnurren, als ständen hundert Wildkatzen gegeneinander auf, und auf einmal springen sie auch gegen einander auf; denn eine jede hat das geschwindeste Spinnrad haben wollen. Erst faucht und schneuzt man sich an, dann greift man in die Räder, und unversehens schlägt alles aufeinander los. Einige Rädlein sind gar in die Sihl hinausgeflogen und fortgeschwommen. Da habe ich mich aus dem heillosen Gehack und Geheul davon machen wollen. Aber wie das die Aelteste merkt, lärmt sie, ich, als die allerjüngste, brauche nun auch kein goldenes Spinnrad. Und so hetzen sie allesamt hinter mir her, und hart vor Eurer Türe," sie schluchzte totunglücklich auf, „haben sie mich noch zu fassen gekriegt und haben auch mein gutes Spinnrädlein zerbrochen. Und da," sie warf ihr Spinnrad auf die andern, „könnt Ihr's auch noch haben und mit den andern verbrennen."

„Schau, schau," machte, die munter kugelnden Augen rundum gehen lassend, der Nekromant, „daß ist jetzt nicht gut ausgegangen. So seid ihr alle denn durch euern Unverstand ums Vergolden und ich ums Wettspinnen gekommen. Ich dürfte aber wetten," sagte er, das Weiblein behutsam unterm Kinn fassend, „die du das flinkste Füßlein hast, daß du auch das behendeste Rädlein gehabt hättest. Ich glaube, am Ende hättest du mich alten Knaben gar auch noch in deine Netze gesponnen. Aber schau, ich weiß dir einen kleinen Trost," er machte sich in einen dunkeln Winkel und alsbald stand er wieder mit einem gar zierlichen altmodischen Spinnrädlein vor dem Frauchen. „Da," sagte er, „übergebe ich dir das Spinnrad meiner seligen Mutter, die ja auch eine brave Waldfrau von Einsiedeln war."

„Vergelt's Gott, lieber Meister!" dankte das Weiblein, „aber," setzte es zögernd, errötend bei, „wie wäre ich froh, wenn Ihr nun doch keine künstlichen Menschen machen wolltet. Wißt, mein Mann ist deswegen auch so böse auf Euch."

„Ja," machte nachdenklich der Alte, nach dem Kessel auf dem Herd blickend, in dem's totenstill war, „ja, aber wenn dann die Leute eines Tags aussterben, wenn der Krieg, der schwarze Tod und.."

„Meister, nein, gewiß, gewiß, sie sterben nicht aus!" rief das Weiblein hurtig aus. Darnach aber ward sie über und über rot wie eine Landesfeuerbrunst.

Jetzt lächelte der Nekromant und bedächtig sagte er: „So will ich's dir denn glauben, daß die Leute dennoch nicht aussterben, auch wenn ich keine künstliche Menschlein herstelle; denn du kannst es ja wissen, und so will ich's also bleiben lassen. Und wenn du etwa eines Tags," er kniff das Weiblein in die Wange, „einen Paten brauchen solltest, so denke an mich. Ich werde dir dann einen Goldgulden als Einbindeten spenden, so kommst du doch zu einem goldenen Rädlein, mit dem man die ganze Welt einspinnt. Und nun geh mit Glück!"

Und als nun das dankende Weiblein verschwunden war, trat der Doktor Paracelsus Theophrastus Bombastus Augustinus Aureolus an den Herd und stülpte den Kessel um, also daß ein zischender Strom in die Gluten fuhr und eine wilde Lohe aus der Chunst hervorschlug.

„Vale homuncule!" sagte er mit bebender Stimme, „ich will das Menschenmachen doch lieber wieder unserm Herrgott überlassen."

Politisches Leben und Dichtung.

In meisterhaften Aufsätzen hat der Historiker des Geistes Wilhelm Dilthey die Geschichte der Dichtung vom geistesgeschichtlichen Standpunkt betrachtet. Das dichterische Gebilde wird dabei nicht formalästhetisch in sich selbst genommen, noch wird es rein literargeschichtlich behandelt, sondern es wird als Ausdruck eines in der Zeit seiner Entstehung wirksamen Lebensgehalts gedeutet. Die Dichtung wird so zum Organ des Lebensverständnisses und der Dichter zum Seher.

Die Wege Diltheys möchte, in bescheidenem Bezirke, vorliegende Betrachtung gehen.

Nicht alle Dichter vertragen eine

geistesgeschichtliche Deutung: nämlich diejenigen nicht, die Künstler und nur Künstler sind; Conrad Ferdinand Meyer z. B. Aber es gibt andere Dichter, die als ganze Menschen stark durch ihre Zeit bedingt werden. Wenn wir im folgenden vom „Dichter" reden, so meinen wir eben jene zeitempfindlichen, die als charakteristische Vertreter eines Zeiterlebnisses gelten können. Auch von diesen meinen wir nicht, sie seien bloße Produkte ihrer Zeit: vielmehr muß irgend etwas in der Individualität des Dichters sein, was — positiv oder negativ — stark auf die Zeit reagiert. Wenn nun ein Dichter im vollen Sinne des Wortes Zeitgenosse ist, dann gehören seine Aeußerungen zu den intimsten und aufschlußreichsten Dokumenten des Zeitbewußtseins.

Gerade in unsern Tagen gewinnt das Problem des Zusammenhanges von Zeiterlebnis und Dichtung ein besonders warmes Interesse: die Weltanschauung der meisten Menschen ist weniger materiell als früher, und dies hat uns die Menschen des Geistes — die Dichter und die Denker — nähergebracht.

In Zeiten, die stark nach außen gewendet sind, wird man immer in der Welt des handelnden Lebens den Dichter als „weltfremd", als lebensfremd empfinden, als jemand, der in den Wolken schwebt.

Und doch ist dies eine ganz schiefe Auffassung des Dichters. Der Dichter gerade ist nie lebensfremd; vielmehr ist gerade er immer dort zu finden, wo Leben, wahres Leben ist!

Fast könnte man sagen: es ist ein Gradmesser für die Beseeltheit oder Leere einer Zeit, wie sich der echte Dichter zu ihr stellt: ob er sie bejaht, in ihr aufgeht — oder ob er sie verneint, sich von ihr abwendet.

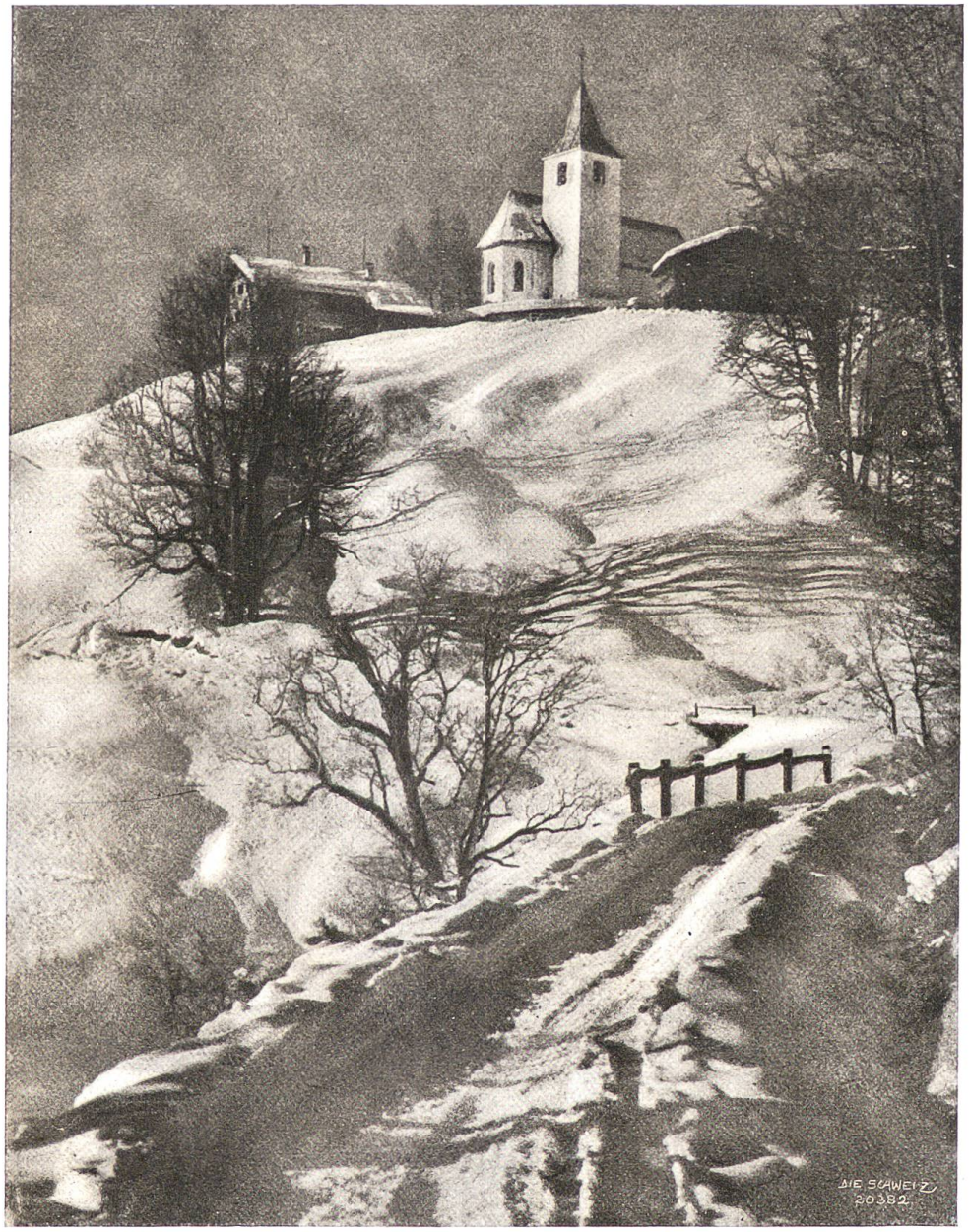
Aus dem Gegensatz zu dem Manne des „wirklichen" Lebens kann man den Dichter nicht begreifen. Der Dichter ist Künstler, und als Künstler bedarf er des wirklichen, diesseitigen Lebens sehr, mehr sogar als die gewöhnlichen Menschen.

Viel eher wird man den Dichter — den geistigen Menschen überhaupt — begreifen aus dem Gegensatz von Wert und Unwert. Dichter sind Menschen, die nicht im Scheine leben, sich nicht lebendig begraben lassen können; die alles, was von keinem wahren Leben mehr erfüllt ist, als das durchschauen, was es ist: als leere Formen, und es darum meiden.

Wenn die Dichter sich vom politischen Leben abwenden, so ist es immer ein Zeichen dafür, daß dieses keine lebendigen Werte mehr enthält; daß das politische Leben tot, geistlos, seelenlos geworden ist.

Die Erkenntnis dieser Einheit alles Lebens, dieses Zusammenhanges von Geistesleben und politischem Leben tritt nicht oft ins allgemeine Bewußtsein. Aber eben heute, wo es gilt das politische Leben zu regenerieren, kann jene Erkenntnis Allgemeingut werden. Denn wir leben in einer sehr eigenartigen Zeit, in einer Zeit, möchte man sagen, wo das Verhalten des Dichters gegenüber dem Leben das Verhalten der großen Mehrheit der Menschen, wo es die öffentliche Meinung zu werden im Begriffe steht. Wir sind den Dichtern innerlich näher denn je, sie haben uns heute mehr denn je zu sagen — einfach deshalb, weil wir selbst wesentlicher geworden sind. Die Mauer zwischen ihnen und uns ist eingestürzt.

Eine solche Zeit ist nur möglich, wenn etwas, das in sich selber morsch war, infolge einer großen Katastrophe zusammengefallen ist. Dann stellen sich alle Menschen die Frage: welches sind die Gründe der Katastrophe? Und die Antwort lautet: was noch gestern aufrecht dastand, war schon ehedem morsch und hohl und führte nur noch ein Scheinleben. Wir haben uns blenden lassen durch den äußern Glanz inhaltlos gewordener Formen. Der Geist, aus dem heraus die gestürzten Formen geboren waren, ist tot. Wir müssen einen neuen Geist erschaffen und aus diesem heraus neue, echte, beseelte Formen. — Wie die Menschen im Kriege zusammengeworfen werden, so auch die Lebensgebiete. Das Gemeinsame aller Menschen und die Einheit alles Lebens kommt zum Bewußtsein. Lebensgebiete, die wesensverschieden und aufeinander nicht zurückführbar schienen, erweisen sich als Funktionen eines und desselben allgemeinen Lebens. Es tritt besonders die Einheit von geistigem und politischem Leben hervor. Ob die geistigen Menschen das politische Leben bejahen



D. Mischol, Schiers.

Furna im Schnee.
Photographische Naturstudie.

oder verneinen: gleichgültig ist es ihnen nicht. Sie sind dadurch bedingt. — In der schweizerischen Literatur ist dieser Zusammenhang von öffentlichem Leben und Dichtung leicht erkennbar, vielleicht deshalb, weil in der Schweiz auch in zerrissenen Zeiten die Einheit des Lebens sich erhält; weil hier der geistige Mensch mehr als anderswo in der Gesamtheit des Lebens wurzelt. Niklaus Manuels Reformationsdramen sind aus den Reformationskämpfen Berns herausgewachsen und haben auf sie zurückgewirkt; Hallers „Alpen" sind aus der Sehnsucht nach dem Schweizerisch-Ursprünglichen in dem konventionellen, überfeinerten achtzehnten Jahrhundert entstanden. Manuel ließ sich tragen von der Zeit; Haller stellte sich in Gegensatz zu ihr.

Besonders charakteristisch prägt sich dieser Zusammenhang von öffentlichem Leben und Dichtung in der schweizerischen Literatur der letzten siebzig, achtzig Jahre aus. Wir wollen an drei Dichtertypen zeigen, wie um 1848 der Dichter sich vom öffentlichen Leben tragen ließ und aus ihm schöpfte (Gottfried Keller); wie sich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Dichter vom öffentlichen Leben abwendet (Carl Spitteler), um sich im zwanzigsten Jahrhundert dem öffentlichen Leben wieder zuzuwenden (Albert Steffen) — freilich jetzt in einem neuen Sinne: nicht als der Empfangende, sondern als der Gebende, der Spendende. Der Dichter ist immer auf der Seite des Ideals, nur in unterschiedlicher Art und Weise: er entnimmt das Ideal der Wirklichkeit, oder er flieht aus der Wirklichkeit ins Ideal, oder er trägt das Ideal in die Wirklichkeit hinein. Bezeichnend ist es, daß alle drei Dichter, die wir hier behandeln — Keller, Spitteler und Steffen — in ihren Werken sich zu Schiller, dem großen Idealdichter, bekannt haben.

1.

Gottfried Kellers Bildungsjahre fielen in die Zeit des schweren Ringens der dreißiger und vierziger Jahre um eine freie und geeinigte Schweiz. Die politische Lyrik eines deutschen Freiheitsdichters hat Gottfried Kellers poetisches Talent geweckt. Er selbst erzählt über diese Wendung vom Maler zum Dichter, die sich 1842 vollzog: „Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt." Und Keller fügt bei, er sei dessen immer froh gewesen, daß der Ruf der lebendigen Zeit es gewesen, der ihn zum Dichter gemacht habe. Durch seine schwere Jugend und durch das Vorbild des Vaters für den Gedanken der politisch-geistigen Befreiung empfänglich gemacht, stellte sich Keller in die Reihen der fortschrittlichen Bewegung, und er hat die entscheidenden Jahre bis 1848 aufs intensivste miterlebt. Wohl selten ist einem großen Dichter der Name einer politischen Partei zum Symbol des Menschenideals geworden: „Sei einer so tapfer und resolut als er wolle, wenn er nicht vermag freisinnig zu sein, so ist er kein ganzer Mann." Kellers Geistigkeit ging gänzlich auf in der öffentlichen Sache. Wie heilig diese ihm war, zeigt die mehrmals wiederkehrende Form des Gebetes in den politischen Gedichten. Unmittelbar aus dieser Zeit herausgewachsen ist seine erste Veröffentlichung, ein Bändchen Lyrik (1846), großenteils politischer Lyrik. Die Gedichte sind voll jugendlicher Subjektivität; auch dies ein Zeichen dafür, wie ihm die allgemeine Sache zum persönlichen Erlebnis geworden ist.

Was ich hoffe, hofft die Welt...
Wir hoffen mit ergebnem Sinn
Von einem Frühling zu dem andern...

O Freiheit, Freiheit, brich hervor
Aus Schnee und Eis, aus Nacht und Schmerzen!
Brich auf mit deinem Blütenflor!
Wir warten dein mit offnem Herzen!

Wie sehn ich mich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer tüchtigen Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag...

Und als er kam, dieser Tag, da feierte ihn Keller als die Erfüllung seiner innersten Wünsche: „Ungeheuer ist, was vorgeht ... das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldnen Flammen hervor ..." Und weiter, an Huttens Zeitbejahung gemahnend: „Mein Herz zittert vor Freude, wenn ich daran denke,

daß ich ein Genosse dieser Zeit bin... Wehe einem jeden, der nicht sein Schicksal an dasjenige der öffentlichen Gemeinschaft bindet, denn er wird ... der Mißachtung des Volkes preisgegeben sein, wie ein Unkraut, das am Wege steht... Nein, es darf keine Privatleute mehr geben."

Es ist, wie wenn er sich gelobt hätte, auch seine Kunst in den Dienst der politischen Entwicklung zu stellen. Tief haben sich die Eindrücke jener Tage in Kellers Wesen eingeprägt, und wir verstehen, daß der Künstler fünfzehn Jahre seines Lebens ganz dem Dienste der Oeffentlichkeit geopfert hat.

Zwar noch im Sturmjahr 1848 verließ Gottfried Keller die Heimat und hat in sieben langen, schweren Jahren in Deutschland seiner Bildung gelebt und seine künstlerische Form geläutert. Aber der Inhalt, das Ethos seines Lebens wurzelte immer in dem großen politischen Freiheitserlebnis der dreißiger und vierziger Jahre.

Auch sein größtes Bildungserlebnis in Deutschland, der Einfluß des Philosophen Ludwig Feuerbach, hat nur theoretisch bestätigt, erhärtet und vertieft, was in Kellers Entwicklung durch die politischen Erlebnisse schon entschieden war: seine Positivität, seine Richtung auf die Wirklichkeit, seinen Realismus. Hand in Hand damit ging Kellers Abschied von der Romantik. „Alles Wirkliche und Geschehende, sofern es sein eigenes Wesen ausreichend und gelungen ausdrückt und darstellt" galt ihm für „ideal". „Als ich den Rhein überschritt und das Land betrat, war dieses gerade mit dem Getöse jener politischen Aktionen erfüllt, welche mit dem Umwandlungsprozesse eines fünfhundertjährigen Staatenbundes in einen Bundesstaat abschlossen." Es ist kein Zufall, daß die erste Realität, die dem heimkehrenden grünen Heinrich entgegentritt, das Volk ist, „das edle Wild der Mehrheit". Sogar in den Träumen des grünen Heinrich erscheint es. Daß er im Volk, im Durchschnittlich-wirklichen, den höchsten Wert sieht, daß er die Mehrheit als „die einzige wirkliche und notwendige Macht im Lande" anspricht: dies ist der klarste Ausdruck seines Wirklichkeitsglaubens.

Das Volk in den vierziger Jahren wäre der Held seines großen vaterländischen Dramas geworden; es ist der Held seiner schönsten vaterländischen Erzählung, des „Fähnlein der sieben Aufrechten". Nur wer die politische Entwicklung von 1830 bis 1848 so miterlebt hatte wie Keller, konnte die Worte finden zu der wunderbaren Rede des jungen Hediger; wenn man die liest, scheint es einem, erst jetzt könne man sich unter den Schlagworten der Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, etwas Menschenmögliches vorstellen.

Welche volle Bejahung des Bestehenden in seiner bunten, lieblichen Mannigfaltigkeit liegt in den Worten: „Ei! was wimmelt da für verschiedenes Volk im engen Raume ... welche Schlauköpfe und welche Mondkälber laufen da nicht herum, welches Edelgewächs und welch Unkraut blüht da lustig durcheinander, und alles ist gut und herrlich und ans Herz gewachsen, denn es ist im Vaterland! — So werden sie nun zu Philosophen, den Wert der irdischen Dinge betrachtend und erwägend, aber sie können über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes nicht hinauskommen."

So sehr Keller idealisiert — und er tat es mit Bewußtsein — der Grund des Ideals liegt doch in der Wirklichkeit. Das Vaterland ist nicht etwas Aufgegebenes, nicht eine unwirkliche Idee, sondern etwas Gegebenes, eine Tatsache. Die höchsten Werte liegen in der Wirklichkeit selbst, es gibt nicht Werte außerhalb ihrer. — Es war nach 1848 einer jener seltenen glücklichen Momente in der Geschichte, da der Mensch sich des mühsam Errungenen harmlos freuen kann. Das schönste Sinnbild dieses geschichtlichen Moments wird für alle Zeit das „Fähnlein der sieben Aufrechten" bleiben.

Kellers Wertung der Wirklichkeit hat sich freilich später geändert, unter dem Eindruck der unerfreulichen politischen Entwicklung in den sechziger und siebziger Jahren. Besonders Kellers Altersroman „Martin Salander" zeugt davon. Was aber hat sich geändert? Nicht Kellers Gegenstand — dieser bleibt auch jetzt die Wirklichkeit — sondern lediglich seine Beurteilung des Gegenstandes: er stellt das Wirkliche weniger ideal dar, er richtet

es strenger, rückt die Mängel in schärferes Licht. Er kritisiert die Wirklichkeit, aber er bleibt ihr zugewendet, er kehrt ihr nicht den Rücken zu. Er behält den Glauben an ihren guten Kern: die Fortsetzung des „Martin Salander" hätte eine bessere, würdigere Zukunft gezeigt. Kellers Realismus verstärkte sich sogar im letzten Roman — wie sich denn wesentliche Menschen im Alter immer entschiedener dem Gegenstand ihres tiefsten Glaubens zuwenden.

Aus seiner positiven Einstellung zur Wirklichkeit begreift sich Kellers Unbehagen gegenüber der Abwendung von der Wirklichkeit, gegenüber dem transzendenten Zug, wie er etwa ums Jahr 1870 im Geistesleben zutage tritt: Nietzsches Ethos der großen freien Persönlichkeit und — bei aller Anerkennung des dichterischen Genies — im Grunde auch der prometheische und kosmische Zug Carl Spittelers blieben ihm fremd. Warum ein Ingenium dieser Art nicht „das wirkliche Leben" zu seinem Gegenstand mache? schrieb er an Widmann.

2.

Spitteler wurzelt in einer völlig andern Zeit als Keller. Es ist vielleicht tragisch, daß der Mensch, wenn er alle Anstrengungen auf ein hohes Ziel gerichtet hat, am Ziele angelangt entdecken muß, daß das Edelste doch jene Anstrengungen, jenes Suchen war. — Spitteler ist 1845 geboren. Er hat das Ringen der dreißiger und vierziger Jahre nicht selber erlebt. Aufgewachsen ist er nach 1848, und nach jener „sommerlichen Mitte" des Jahrhunderts (wie Gottfried Keller sie nannte) folgte ein grauer, trüber Herbst. Nachdem die Einheit und Freiheit errungen war, folgte eine Zeit des finanziellen und industriellen Machtstrebens, die wohl geschichtlich zu begreifen ist, für das Geistesleben aber von tödlicher Wirkung war. Das politische Leben der Schweiz entbehrte des höhern Schwunges. Und was jenseits der Schweizergrenze geschah, war noch viel weniger erhebend für Menschen mit einer höhern geistigen Sehnsucht: das öffentliche Leben erschöpfte sich in dem fieberhaften Streben der großen Mächte, sich zu befestigen und zu erweitern. Drückende Schwüle, Enge und Schönheitslosigkeit des Daseins war allerorten das Kennzeichen der Zeit. — Ist es da verwunderlich, daß die höhern Geister sich vom politischen Leben abwandten? Sicher taten sie es nicht gerne; denn im Grunde sucht jeder Mensch die Versöhnung mit der Wirklichkeit. Sie mußten es tun, um den Geist zu retten. Ihr höheres Dasein hielt es im wirklichen Dasein einfach nicht aus. Die Abwendung des Geisteslebens vom politischen Leben ist in solchen Zeiten eine innere Notwendigkeit. — In Deutschland entwickelte Schopenhauer seine pessimistische Philisophie mit ihrer Verneinung des wirklichen Lebens; sie war der Ausdruck für das, was Tausende fühlten und erlebten. — Auch in der Schweiz entfremdete sich das höhere Geistesleben dem politischen Leben. Jakob Burckhardt, dessen Schüler Spitteler gewesen ist, fand in Schopenhauer seinen Philosophen; der große schweizerische Historiker schätzte das geschichtliche Leben der Gegenwart niedrig ein. Er sagte Nein zum Machtstreben des deutschen Imperialismus. „Die Macht ist böse an sich!" pflegte er zu sagen. Und er versenkte seinen Geist in die menschlich freie Kultur der Renaissance.

Auch die großen Schweizer Künstler wandten sich ab vom zeitgenössischen Leben. Sie wandten sich ab von der Wirklichkeit und erschufen im Geiste, in Farben oder in Worten, eine zweite, höhere, wärmere, heiligere Welt. Aus dieser Sehnsucht nach einer dem Zwang und der Enge des Wirklichen entrückten Schönheit kann man Böcklins Malerei verstehen, die uns in eine leuchtende märchenhafte Welt versetzt.

In seinen „Zeitgedichten" redet Stefan George den Basler Maler an:

Als damals häßlich eitle Hast begann,
Die Glieder so verschnürt, daß eins nur wuchre...
Entflohest du des Alltags frechem Jubel...
Du riefst aus Silberluft und schmalen Wipfeln,
Aus zaubergrüner Flut, aus blumigem Anger...
Gelobtes Land im Duft der Sagenferne...
Du nur verwehrtest, daß uns (Dank der Wächter!)
In kalter Zeit das heilige Feuer losch.

Mächtiger Lebenswille, der sich hienieden nicht entfalten kann, entlud sich in die überlebensgroßen Gestalten Ferdinand Hodlers. Und in demselben Geistes-

leben wurzelt Spittelers „Olympischer Frühling". Diese Dichtung ist nach Spittelers Geständnis mit Böcklin näher verwandt als mit irgendeinem Dichter. An Hodler gemahnt der mächtige Wille ins Ueberwirkliche.

Die Landschaft um Liestal hat für Spitteler dieselbe Bedeutung wie für Keller die um Glattfelden.

„Der Kirschbaum der Aphrodite, der Nußbaum der Pandora, das Gras des Baldur, das Korn der Mittagsfrau sind auf den Feldern meines Großvaters gewachsen." (Spitteler.)

Dort (bei Keller) wird die Landschaft zu dem Umfassenden, in das wirkliches Leben eingebettet ist; hier wird sie das Bild der überwirklichen Welt.

Die Erlebnisgrundlage ist dieselbe; aber es wird etwas gänzlich anderes daraus.

Wer erklärt das Geheimnis der Generationen?

Der junge Gottfried Keller, als er die liberale Zürcher Regierung bedroht sieht, wirft die Heugabel hin, eilt nach Zürich und stürzt sich feurig in den Strom der Zeit. Keine Kluft war zwischen den tiefen persönlichen Erlebnissen der Jugend und der Wirklichkeit der Zeit.

Der junge Spitteler wird abgestoßen von der Zeit. Er fühlt, daß von den tiefen Erlebnissen, die die Seele des Kindes gebildet haben, kein Weg hinüberführt in die wirkliche Welt. Eng, drückend, klein erscheint ihm die Wirklichkeit. Er geht in die Fremde, um die eigene Seele aus der Wirklichkeit der Zeit zu retten. Vielleicht ist es kein Zufall, daß er gerade in Rußland, wo das Leben unmittelbar und weit ist, sich selbst fand. Aber wo fand er sich? Im Ueberwirklichen. — Arnold Salander ist seinem Vater durch die geschichtliche Bildung überlegen. In der Keller folgenden Generation tritt im Gegenteil eine bewußte Abwendung von der Geschichte, wie von allem Wirklichen, hervor: nicht in der Weisheit des geschichtlichen Ueberblicks wird das Heil gesucht, sondern in der geistigen Tat des Einzelnen, der sich eben damit über die Geschichte — wie über alles Wirkliche — erhebt! Auch Nietzsche empfand mehr den Nachteil als den Nutzen der Historie für das Leben.

Wohl ist Spitteler nach seinem extramundanen Erstling, dem „Prometheus", mehr als einmal zum Darsteller der Wirklichkeit geworden. Inspiriert aber hat sie ihn nie. Faesi (Carl Spitteler. Rascher, 1915) hat gezeigt, daß die naturalistischen Dichtungen Spittelers „Lernwerke" sind, zwar von selbständigem Wert und auf der Höhe der besten dieser Gattung, aber den letzten Zielen des Dichters im Grunde fremd. Spitteler kann dabei die naturalistische Sachlichkeit um so besser handhaben, als er nicht innerlich mit dem Stoff verbunden ist. Man spürt das — etwa in Conrad dem Leutnant — an einer gewissen harten Prägnanz. Und in den „Mädchenfeinden" fühlen wir uns beim Narrenstudenten mehr im Hause des Dichters als in der bürgerlichen Welt, die er sonst schildert.

Bei Spitteler spürt man auch in der Wirklichkeitsdichtung die Liebe zum Ueberwirklichen, bei Keller auch in der wirklichkeitsfernsten Dichtung — den Legenden — die Liebe zur Wirklichkeit.

Wenn man beim Dichter von einer „Weltanschauung" reden kann — von begrifflich unausgesprochenen und vielfach unbewußten Grundüberzeugungen über Gott und die Welt — so erhellt Spittelers Weltanschauung am ehesten aus dem „Olympischen Frühling".

Es ist die griechische Götterwelt, die der Dichter vor uns auferstehen läßt, voller guter alter Bekannter — und doch eine moderne Gesellschaft, die Vision eines Dichters des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts und irgendwie den Schöpfungen Böcklins und Hodlers verwandt.

Man kann über die Anlehnung an die altehrwürdigen Göttergestalten der Griechen verschiedener Meinung sein — das ist eine Frage für sich —: wer sich Spittelers „Olympischem Frühling" unbefangen hingibt, wird hingenommen von dieser Ueberwirklichkeit, die doch voll ist von der Wärme, Glut und, man möchte sagen, von der Leiblichkeit der wirklichen Welt. Denn diese Götter, obwohl durchaus nicht wirklich — dazu sind sie zu groß — sind doch nicht blasse Schemen, sondern haben Fleisch und Blut, und in ihrer Mitte meint man zuweilen in einer Welt zu leben, die

viel wirklicher, lebendiger, strahlender ist als unsere sogenannte Wirklichkeit.

Wenn die ihn umgebende Welt den Namen „Wirklichkeit" nicht mehr verdient, dann schafft der Dichter, der im Toten, Seelenlosen nicht existieren kann, eine zweite unwirklich-wirkliche Welt.

Die Götter haben Jahrtausende in der Unterwelt gelebt, während ein anderes Göttergeschlecht an der Herrschaft war. Nun sollen die Herrschenden abgelöst werden; sie müssen hinab in die trostlose finstere Unterwelt, während jene, die Jahrtausende darin gefangen waren, hinauf dürfen ans Licht des himmlischen Tages.

So wie den erwachenden Göttern zumute ist, als sie wieder den strahlenden Tag erblicken, so mag Spitteler selbst zumute gewesen sein, als er nach langer freudloser Pilgerschaft auf der dunkeln Erde den Auftrieb erlebte in seine eigene höhere Welt:

„Aufwärts! gen Himmel!" Wie Fanfarenschmettern klang
Das kühne Feldgeschrei. Dem nächsten Bergeshang
Entgegen schwärmten jetzt in regellosem Lauf
Mit ungeduldigem Eifer alle stürmisch auf.

Die erlösten Götter freien um Hera, die Königin. Sie verschmäht Apoll, den lauteren Charakter, den hohen Geist; sie wählt Zeus, die mittelmäßige Natur, den Ordnungsmenschen, der herrschen kann über die andern. Viel irdische Bosheit wohnt in diesem himmlischen Vater der Menschen. Apoll wäre zu gut für dies Geschlecht.

Furchtbar sind die Blicke von der freien Höhe des Olymp in das Dunkel der Menschenwirklichkeit. Wie liebenswert hat Keller der Demokrat die Menge der Menschen, das Volk geschildert! Welchen tiefen Sinn, welche Schönheit fand er in einem Volksfest! Ganz anders Spitteler der Aristokrat:

Selbst Zeus, der wenigstens ein anständiger, ehrlicher Charakter ist, schaudert, als er einmal unter die Menschen geht, vor der Erbärmlichkeit dieser „Horde" zurück. Um sie zu prüfen, setzt er einem Affen die Herrscherkrone auf, und nun betet die wetterwendische Menge den Affen an. Zeus, entsetzt, beschließt, den treuen Hund an des Menschen Statt zum Herrn der Erde zu machen:

Ich will mit einem einzigen Felsenübersturz
Die ganze Menschenbrut zerschmettern. Das ist kurz.
Und auch gerecht; sie zu bedauern ist kein Grund.
Hernach zum Herrn der Erde setz ich ein den Hund.
Der wenigstens ist sicher, der ist gut und treu,
Kennt seinen Herrn und schwatzt nicht Tugendheuchelheu.

Aber eine höhere Gewalt verwehrt es ihm. Da erzieht sich Zeus einen trotzigen, aufrechten Menschen nach seinem Bilde, um unter den Menschen wenigstens einen zu haben, den er achten kann. Es ist Herakles. Bevor er ihn auf die Erde entläßt, bestimmt er seines Sohnes Erdenschicksal: er verleiht ihm den Ruhm.

Auf daß der Frechheit Schopf gezwungen sich verneige,
Und wenn er seinen Mund erschließt, der Schwätzer schweige.

Und alle Götter kommen und verleihen ihm ihre Gaben, so daß ein wundervoller Mensch daraus wird:

Den Adel schenkt ihm Artemis, Apoll den Mut,
Pallas den scharfen Geist, der keinen Irrtum tut;
Hermes der Augen schönen Blick, erwärmt von Güte,
Und Aphrodite lacht ihm Frohsinn ins Gemüte.

Und wie er dahingeht auf die Reise, kommen die Knaben und bieten ihm die Hand, und die kleinen Mädchen bringen ihm Blumen. Groß und glücklich zieht er weiter.

Aber Hera die Königin sorgt dafür, daß dem großen Menschen kein Glück werde. Plötzlich erscheint sie und vertritt ihm den Weg. Sie zerreißt den Schicksalsbrief, den ihm Zeus mitgegeben, und verhängt über ihn das Schicksal des großen Menschen auf der Erde:

Es war einmal ein Held, den Helden überlegen;
Sie wölkten Finsternis um ihn. Nun ficht dagegen!
Es war einmal ein Adler flügellahm geschossen.
„So mußt du fliegen!" zeigten Sperling und Genossen.
Es starb einmal ein Riese. „Braucht's zur Warnung, Buben!"
Lehrten die Zwerge, die ihn weinerlich begruben...

Die Jugend, die dir klanglos von den Schultern fault;
Das Anrecht, das vergebens nach dem Richter mault;
Ohnmächtig spürend, wie dir Glaub und Hoffnung fliehn;
Durchs Fenster schauend wie Jahrzehnte haltlos ziehn;
So Weg als Steg, so Tür als Tor zum Licht verrammelt —
Zähl, wieviel Bitterkeit ein Menschenleben sammelt!
Du meinst: „Halt aus! am letzten lohnt der Sieg!" Huida!
Besorge nichts: der Tanz ist um, der Tod ist da!

Aber Herakles faßt sich trotzig in dem Gedanken an sein Werk.

Da kommt Hera ein teuflischer Gedanke: dem Unglück hat er getrotzt, der Beschämung wird er nicht trotzen können; und sie vermacht ihm ein weiches Narrenherz. Er wird gutmütig sein unter den Menschen und schwach aus Güte, und sie werden über ihn lachen.

Herakles bringt das äußerste an Haltung auf. Mit dem Wahlspruch „Mut" und „Dennoch" im Herzen geht er ruhig und trotzig-gefaßt seinem Schicksal entgegen.

So entwirft Spitteler das Bild des Herrenmenschen; groß, doch furchtbar — und das furchtbarste, daß Herakles noch immer selig ist im Vergleich zu der Menge der Menschen. Denn er ist göttlicher Natur und insofern übermenschlich, überwirklich, während die Menge ganz der Wirklichkeit verfallen ist.

3.

Albert Steffen.

Glauben wir an Spittelers olympische Welt? Und, wenn wir daran glauben: welchen Sinn lehrt sie uns im Leben finden?

Zeus fragt einmal Aphrodite um ihre Meinung über den Zweck der Welt:

„Ei was," rief sie, „der einzige Zweck, von dem ich meine,
Bin ich! Flari flara!" und wippt ihm mit dem Beine.

Darauf Zeus:

„Erbaulich klingt's zwar nicht, allein es wird so sein,
Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein."

Die Idealität der Kunst ist das einzige, was uns dem Druck der Wirklichkeit enthebt.

Solchen Pessimismus hält der Mensch auf die Dauer nicht aus. Die olympische Welt Spittelers kann uns das Leben auf Augenblicke vergessen machen — versöhnen wird sie uns mit dem Leben nicht.

Am Anfang unseres zwanzigsten Jahrhunderts begann sich ein neuer Optimismus zu regen; kein leichtgezimmerter etwa oder schöngefärbter. Es ist ein neuer Glaube an den Sinn des Lebens und der Welt; an eine höhere Ordnung, von der wir abhängen, nach der wir uns richten sollen; ein neuer Idealismus. Diese höhere Ordnung erschien nicht in freien Gestalten der dichterischen Phantasie, sondern in sittlich-religiösen Ideen; es ist nicht ein ästhetischer Idealismus (wie der Spittelers), sondern ein sittlich-religiöser.

Etwa um 1900 setzt im Geistesleben wieder eine Wendung ein: die Rückwendung zum Leben. Es entsteht in den geistigen Menschen ein gewisses Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft, in der sie stehen. Es entsteht — zur selben Zeit, da die schwüle Atmosphäre der Machtentwicklung unerträglich wird, da es die sehenden Geister wie ein Vorgefühl der Katastrophe des Krieges überkommt — das Bedürfnis zu warnen, zur Umkehr zu mahnen, im Sinne des Höheren zu wirken.

Man beginnt wieder an das Höhere im Menschen, in allen Menschen, zu glauben und hält deshalb den geistlosen, selbstsüchtigen, unfrommen Zug der Zeit nicht mehr für unabänderlich. Man beginnt wieder an die Möglichkeit zu glauben, den Dualismus von Geist und Wirklichkeit zu versöhnen.

Besonders deutlich zeigt sich dieser Zug bei Stefan George. Er war am Anfang reiner Lyriker, und dann ist immer mehr und immer absichtlicher ein Kulturethos bei ihm hervorgetreten, in den Zeitgedichten des siebenten Ringes, im Stern des Bundes und in der Dichtung „Der Krieg". Ein Ethos von seltenem Adel lebt in dieser Lyrik.

Als George so zu wirken begann, stand

er fast allein, denn seine Forderung bildete den äußersten Gegensatz zu dem, was im politischen Leben geschah; wie denn überhaupt in Deutschland der Dualismus von Geist und Politik am krassesten zutage trat.

Damals warf man dem Dichter vielfach seine orakelnde Sprache vor, heute aber erscheint Georges geistige Richtung als voll gerechtfertigt, ja — gottlob — beinahe als selbstverständlich.

Wo niemand Werte sah, da sah er welche; und wo alle Werte sahen, da sah er Unwert:

Alles habend, alles wissend, seufzen sie:
Karges Leben! Drang und Hunger überall!
Fülle fehlt!

Speicher weiß ich über jedem Haus
Voll von Korn, das fliegt und neu sich häuft —
Keiner nimmt...

Keller unter jedem Hof, wo siegt
Und im Sand verströmt der Edelwein —
Keiner trinkt...

Tonnen puren Golds verstreut im Staub:
Volk in Lumpen streift es mit dem Saum —
Keiner sieht. —

Es ist, als habe George die deutsche Katastrophe geahnt; vor dem Kriege schrieb er:

Bangt nicht vor Rissen, Brüchen, Wunden, Schrammen.
Der Zauber, der zerstückt, stellt neu zusammen.
Jed Ding wie vordem heil und schön genest,
Nur daß unmerkbar neuer Hauch drin west.

Persönlich ist George Aristokrat wie Spitteler. Allein es ist das Wesen des neuen Ideals, daß sich der Geistesadel verträgt mit dem — wieder in einem geistigen Sinne — sozialen Zug. Nietzsche, der sich in die einsamen Höhen seines Geistes zurückgezogen, ruft George zu:

Dort ist kein Weg mehr über eisige Felsen
Und Horste grauser Vögel — nun ist Not:
Sich bannen in den Kreis, den Liebe schließt...

Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe.

Es ist der soziale Gedanke, der, seit der französischen Revolution unausrottbar, sich durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurchzog, der, nur vorübergehend verschüttet durch die Reaktion und dann durch die Machtentwicklung seit 1870, in allen Freiheitsbewegungen des Jahrhunderts in neuen Färbungen und Schattierungen wieder auftauchte, und der nun, in der höchsten Not eines geistlosen Zeitalters, wahrhaft religiöse Form annimmt.

Es ist der soziale Gedanke, der, während des Weltkriegs rastlos weiterarbeitend in den Gemütern, schließlich den nationalen Machtstaat unterhöhlt hat, bis er zusammenstürzte: die Kieler Matrosen, die sich weigern, Ludendorffs Aufgebot Folge zu leisten. Dieser soziale Gedanke hat uns vom Krieg erlöst, und er schreitet weiter, um uns auch von der Gesinnung zu erlösen, welche den Krieg hervorgerufen hat. Dieser Gedanke hat wieder innere Bewegung, Geist, Größe gebracht in das geschichtliche Leben, einen Gehalt, der alle Menschen angeht, und der daher alle Gebiete des geschichtlichen Lebens gleichermaßen zu durchdringen beginnt und immer mehr durchdringen wird: wir sind in eine Zeit eingetreten, in der das politische Leben nicht mehr losgelöst ist vom allgemeinen Geistesleben; in der das allgemeine Geistesleben nicht mehr losgelöst ist von der Dichtung.

George ist ein klassisches Beispiel dafür, daß der echte Dichter keineswegs ein lebensfremder Mensch ist. Wer war denn lebensfremder, der Dichter, der das Scheinwesen jener morschen Formen durchschaute und vor dem Kriege schon lebte, wo alle leben, seit die Reichsregierung nach Weimar disloziert wurde — oder die Politiker, die irreleiteten, und das Volk, das sich irreleiten ließ?

Auch Frankreich hat vor dem Kriege einen prophetischen Dichter gehabt: Romain Rolland, der in seinem großen Roman „Jean Christophe" den Franzosen der Zukunft zeichnete, welcher der Nation die notwendige Verjüngung bringen werde. Die Tendenzen dieses französischen Dichters haben heute in Frankreich zwar nicht dieselbe Aktualität wie diejenigen Stefan Georges in Deutschland, weil die französische Nation im Krieg siegreich gewesen ist. Wenn aber einmal der Rausch, gesiegt zu haben, dem Gleichklang einer stilleren, schlichteren Zeit gewichen sein wird, dann werden auch Romain Rollands Gedanken

zu den Forderungen des Tages in Frankreich werden.

Gibt es einen in unserem Sinne zeitgenössischen Schweizer Dichter? Gibt es einen Schweizer Dichter, der — um es etwas paradox zu sagen — schon vor dem Kriege nach dem Kriege gelebt hat?

Ich glaube: ja. Es ist der Berner Albert Steffen, dessen Romane nicht anders als so zu deuten sind.

Daß er in Deutschland lebt, ist insofern wichtig, als er hier die ungeheure Spannung der nationalen Machttendenz auf der einen und der sozialen Bewegung auf der andern Seite miterlebt hat. Und auch die geistige Bewegung, die aus dieser Spannung hervorging. Aber die Art und Weise, wie er den sozialen Gedanken anwendet — die Form seines Geistes — ist durchaus schweizerisch. Es ist, wie Korrodi treffend bemerkt hat, die Geistesrichtung Zwinglis und Lavaters, die sich in ihm fortzusetzen scheint. Der Geist kehrt zur Wirklichkeit zurück, aber diesmal nicht — wie zur Zeit Gottfried Kellers — um aus ihr zu schöpfen, sondern um sie zu formen, zu gestalten; um „die Taten des Lichtes ins Geistige zu übersetzen". Das Schweizerische bei Steffen liegt nicht im Stoff seiner Erzählungen — deren Stoffe haben meist nicht bestimmte lokale Umrisse — sondern in der Form seines Geistes, in der besondern Art und Weise, wie gewisse geistige Motive, die ihrem Wesen nach universal sind und gelten, bei Steffen sich darstellen: nämlich durchaus schweizerisch. Haben Sie echte Schweizer beobachtet, die im Ausland wohnen? Wie da das Aeußerlich-Zufällige ihrer Eigenart zurücktritt, während die innere Form schweizerischen Wesens sich rein und schlackenlos erhält? So kommt mir Steffen vor.

Es scheint mir deshalb unbillig — wie es geschehen ist — Steffen seinen Wohnsitz im Ausland zum Vorwurf zu machen und äußerliche Gründe dabei zu vermuten: das Quellgebiet der sozialen Ideen ist gegenwärtig Deutschland, das Land der großen Gegensätze, der großen geistigen Spannungen. Es leuchtet ein, daß Steffen hier das Seine findet.

Wir treten in eine stille Welt; sie hat nichts von dem Glanz der Gestalten Spittelers; still, innerlich, fast demütig, wie die Gedanken sind, ist auch die Sprache.

Steffens Roman „Die Bestimmung der Roheit" ist für unsern Zusammenhang besonders charakteristisch:

Es ist die Bestimmung der Roheit, denjenigen, der sie begeht, über sich selber stutzig zu machen, ihn so zur Einkehr in sich selbst zu führen und damit zur Veredelung: zur Liebe gegenüber dem, gegen den er roh gewesen. Es ist der Gedanke der Versöhnung der Gegensätze in der Welt durch die Liebe. — Eine vorzügliche kleine Novelle ist in den Roman eingelegt: die Geschichte zweier Näherinnen.

Zwei schöne Landmädchen aus der gleichen Gegend fahren in die große Stadt, um ihr Leben zu verdienen. Berta, die jüngere, von kindlich heiterem Wesen, Anna, die ältere, ernst und nachdenklich. Sie lernen einander im Zug kennen und beschließen, zusammen zu leben.

Aber sie überarbeiten sich und werden beide krank. Zuerst Anna, dann auch Berta. Anna rechnet, als sie wieder genesen sind, aus, das Versäumte lasse sich nur nachholen, wenn sie ihre tägliche Arbeit vermehren. Die heitere Berta aber beschließt, einen Schatz zu suchen und vielleicht eine Dirne zu werden.

Schon am nächsten Tag hat Berta in einem Park die Bekanntschaft eines jungen Herrn gemacht.

Unterdessen hat Anna, ohne zu richten, verstehend in ihrer Freundin gelebt. Sie näht den ganzen Tag; aber ihr Leiden kommt ihr klein vor im Vergleich zu dem, was Berta auf der Straße leiden muß. Das Tiefe und gar nicht Konventionelle liegt darin, daß Anna ihre Freundin nach dem Wert ihres Wesens beurteilt und hieraus ein grenzenloses Vertrauen schöpft für alles, was Berta tut: „Berta kann nicht sinken, und wenn sie das Schrecklichste täte auf der Welt."

„Annas Nähen war plötzlich etwas ganz anderes geworden als eine unwichtige, kleinliche Verrichtung. Es wurde der Gottheit der Liebe zum Tor, durch das sie wieder auf die Erde stieg. Auf einem andern Weg kam sie nicht. Anna konnte lange dasitzen und müßig vor sich hinstarren, die Liebe blieb ihr fremd." Nur in der Arbeit bleibt sie der Freundin nah.

Max Bucherer, Rüschlikon. Aus dem Fextal. Gemälde (1908).

Am nächsten Tag trifft Berta wieder ihren Freund im Park. Unter der Einwirkung von Bertas Wesen beschließt der junge Herr in seinem Herzen, sie wollten wie zwei Kinder zueinander bleiben.

Unterdessen hat sich Anna in ihrer wachsenden Unruhe durch den Entschluß gerettet, auch auf die Gasse zu gehen. Dies erscheint ihr als der einzige Weg, der Freundin nahe zu bleiben. „Mußte sie wirklich eine Dirne werden, um Berta nahe zu bleiben? Konnte sie anderswie ihr keine Liebe und Verehrung zeigen?" Sie kommt darüber nicht ins reine. Aber mit einem Mal findet sie sich wieder bei ihrer Arbeit. Sie will jetzt sterben, sterben in der Arbeit, um zu zeigen, daß sie Berta liebt.

Berta kommt spät abends zurück. In ihrem Trotz gesteht sie der Freundin nicht, daß sie auch heute nicht zur Dirne geworden. Feindselig schläft sie ein und überläßt Anna ihrem Schmerz.

Am dritten Tage kann Berta dem jungen Herrn nicht freundlich begegnen, „der bösen Gedanken gegen Anna wegen", die noch immer in ihr sind. Deshalb seufzt sie. Er mißdeutet diesen Seufzer und umschlingt sie etwas roh. Dann aber wirft er sich zu Boden und stöhnt: „So roh, so roh!" — und hat diese Erinnerung sein ganzes Leben nicht mehr verwunden. Er wird kurze Zeit darauf leidend, und die begangene Roheit hat ihn bis zum Tode geläutert.

Anna, die ernste, geht unterdessen noch einmal verzweifelt auf die Gasse und gerät in einer düsteren Großstadtkneipe an einen Tisch, wo lauter Verworfene und Verbrecher ein gemeines Spiel trieben, darin bestehend, daß jeder dem vor ihm Stehenden einen Backenstreich versetzt. Anna sinkt vor dem Streiche des Kutschers Schenkel zu Boden und kommt erst auf der Straße wieder zu sich.

Dann sind Anna und Berta wieder in ihrem Zimmer zu zweit. Jede, von einem unerklärlichen Zug der Sympathie und Liebe getrieben, hat sich der andern wider Willen genähert: Anna, indem sie wie Berta die Gasse aufsuchte, Berta, indem Annas Geist, ihr selber unbewußt, sie beschirmte.

Aber Anna, nach dem Erlebten, wird nie mehr froh. Da kommt Berta ein erlösender Gedanke. Sie schmiegt ihre Fußspitze in den Haken, der den Ofen verschließt, so daß das tödliche Gas entsteht. Im Tode finden die beiden ihre Reinheit wieder.

Rührend ist der Gegensatz: oben die stille Kammer dieser zwei reinen Menschen, drunten der Schmutz der Gasse; ein Gegensatz, wie er in dieser Kraßheit nur in der modernen Großstadt möglich ist.

Dieselbe Reinheitssehnsucht waltet in allen Romanen Albert Steffens. Immer senkt sich der Geist des Dichters zu stillen, bedrängten Menschen herab, um innerhalb des Gemütes die Erlösung zu vollziehen:

Speicher weiß ich über jedem Haus
Voll von Korn, das fliegt und neu sich häuft...

Unter dem Eindruck des Weltkrieges steht Steffens letzter Roman: „Sibylla Mariana". Es sind wie immer dieselben Motive. Lucia, um sich von einer frühen Schuld zu befreien, ergreift einen Beruf, in dem sie durch die Liebe ihres Herzens wirken kann; sie leitet ein Erziehungsheim auf dem Lande in der Schweiz. Sie selbst ist Schweizerin. Ein Russe, ein Italiener, ein Engländer, ein Deutscher sind die Lehrer. Da bricht der Krieg aus; die einzelnen Lehrer werden einander fremd, jeder kehrt das Unschöne seines Nationalcharakters hervor. Die Lehrer ziehen dann fort und gehen irgendwie im Kriege unter. Lucia aber, die Zurückgebliebene, liebt in ihnen allen den Wert, das Positive: am Russen die Demut, das Dulden, das Sichopfern-Können, am Italiener das edle Feuer, am Engländer die Würde, am Deutschen die Sachlichkeit.

Sie dringt bis zu jenem Punkte der Innerlichkeit, wo die Gegensätze sich versöhnen durch die Liebe. Innerlich überwindet sie den Krieg und wird zu einem Sinnbild der Mutter Maria. — Es ist wie eine Deutung der wahren Neutralität im Kriege: Neutralität nicht als Gleichgültigkeit nach allen Seiten und Beharren in einem „Ich bin nun so" sondern — um ein Wort Spittelers zu nehmen — als „Erschütterung und Andacht" zu dem, was ringsum da ist und geschieht. Eine Neutralität der Fülle, nicht der Leere.

So kehrt der Geist, nachdem er sich abgewendet, in geistbedürftiger Zeit auf die heimische Erde zurück. Die Heimat wird aus dem Geiste bejaht: diesmal aber nicht naiv, als eine gegebene fertige Tatsache, sondern als eine Aufgabe, als eine Idee, die erst verwirklicht werden soll.

Dr. Arthur Stein, Burgdorf.

Drei Gedichte von Georg Küffer, Bern

Einbruch der Nacht

Grenzen setzte der Tag
Dem sehnenden Geiste:

Die schneeigen Berge,
Das zarte Weben der Aether,
Das Flammen der Lüfte,
Entfacht von der sinkenden Sonne.

Still hebt die Nacht
Nun alle die Grenzen —
Und aus dem Innern bricht's,
Wallt es, erfüllt die Räume,
Schwebt, — schwebt!

Leis erregt in seligem Drängen,
Meines Schicksals halb bewußt,
Staun' ich
Mit ahnungserfüllter Brust,
Wie die Sterne hoch in Räumen
Höher, höher das All umsäumen!

Meines Sternes
Hütende Hand,
Willst du an den höchsten Rand
Deine silberne Ampel hängen?

Ewiger Kreislauf

Wie bin ich geborgen
In deinem Schoß,
Ewiger Kreislauf des Seins!

Aus dir bin ich entnommen,
Heiliger Strom!

Vor fernen Ewigkeiten
Lebt',
Was mich bildet,
In zarten Gestalten.

Nun atm' ich im Lichte,
Schau' in der Menschen
Leuchtendem Augenstern
Welten dahinziehn
Und höre den Bronnen,
Der alles erhält,
In mir rieseln!

Wieder nimmst du mich auf
Lösest mich auf
Und trägst, was mich bildet,
Ferneren Schicksalen zu.

All-Sein

Sprühend flammt
In die Lüfte das Morgenrot!
Düfte entströmen
Dem drängenden Blütenmeer,
Und schäumend brausen der Farben Wirbel
Von Erde zu Erde!

Aber im Taumel des Seins
O, wie verrauscht unser Leben!

Greise —
Zerbröckelnd Gemäuer.
Die ewigen Berge zerfrißt
Der schäumend tanzende Sturzbach!
Frei in schwebender Seele
Hängt ein Schatten — der Tod.
Leben entrauscht so
Allem dem Seienden. —

Und ich!?
Tausendfach leb ich!
In Blumen und Sternen und Adlern
Und in den heiligen Tönen der Weltenorgel,
Die der Ewige spielt!